

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

Zweimonatsschrift der internationalen philosophischen Forschung

59. Jahrgang · 2011 · Heft 1

Herausgeber

Christoph Demmerling (Marburg), Andrea Esser (Marburg),
Axel Honneth (Frankfurt/M.), Hans-Peter Krüger (Potsdam)

Herausgeber der Buchkritik

Georg W. Bertram (Berlin), Stefan Gosepath (Frankfurt/M.),
Robin Celikates (Amsterdam)

Wissenschaftlicher Beirat

Karl-Otto Apel (Frankfurt/M.), Hubert L. Dreyfus (Berkeley),
Yehuda Elkana (Jerusalem), Jürgen Habermas (Starnberg),
Dieter Henrich (München), Gerd Irritz (Berlin),
Friedrich Kambartel (Frankfurt/M.), Jürgen Mittelstraß (Konstanz),
Nelly Motrošilova (Moskau), Herta Nagl-Docekal (Wien),
Hilary Putnam (Cambridge), Nicholas Rescher (Pittsburgh),
Herbert Schnädelbach (Hamburg), Hans Julius Schneider (Potsdam),
Charles Taylor (Montreal)

Chefredakteur

Mischka Dammaschke



Akademie Verlag

INHALT

Editorial	3
Dieter Thomä (St. Gallen): Leben als Teilnehmen. Überlegungen im Anschluss an Johann Gottfried Herder	5
Volker Schürmann (Köln): Würde als Maß der Menschenrechte. Vorschlag einer Topologie	33
Schwerpunkt: Gedankenexperimentieren (Yiftach J. H. Fehige)	53
Roy A. Sorensen (St. Louis/MO): Das Chinesische Musikzimmer . . .	61
James R. Brown (Toronto): Über das Leben im Labor des Geistes . .	65
Holger Andreas (München): Wissenschaftslogik von Gedankenexperimenten	75
Marco Buzzoni (Macerata): Kant und das Gedankenexperiment. Über eine kantische Theorie der Gedankenexperimente in den Naturwissenschaften und in der Philosophie	93
Yiftach J. H. Fehige (Toronto): Gedankenexperimente in der Offenbarungstheologie? Eine erste Annäherung	109
Johannes Lenhard (Bielefeld): Epistemologie der Iteration. Gedankenexperimente und Simulationsexperimente	131
Buchkritik	
Kritik und Antwort. Zu: Michael Tomasello: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation	
Wolfgang Detel (Frankfurt/M.): Sprachliche Fähigkeiten	147
Hans Bernhard Schmid (Basel): Am Ursprung der Freundlichkeit . .	153
Lutz Wingert (Zürich): Die elementaren Strukturen der menschlichen Sozialität	158
Michael Tomasello und Henrike Moll (Leipzig): Replik auf die Kommentare	164

Replik auf die Kommentare

Von MICHAEL TOMASELLO und HENRIKE MOLL (Leipzig)

Wir danken den Kommentatoren, dass sie sich die Zeit genommen und so gedankenvolle und herausfordernde Kritiken formuliert haben. Wir selbst sind zwar keine Philosophen, meinen aber, dass psychologische Theoriebildung von philosophischen Analysen menschlicher Rationalität, Moral und Geschichte nur profitieren kann. Im Gegenzug hoffen wir natürlich, dass unsere empirischen Arbeiten in der Philosophie zum Anlass genommen werden, über ihre Bedeutung und adäquate begriffliche Einfassung nachzudenken. Gleichzeitig ist uns sehr bewusst, dass die unterschiedlichen explanatorischen Ziele und methodischen Zugänge der beiden Disziplinen oft Missverständnisse oder Unklarheiten entstehen lassen. Damit soll nicht gesagt werden, dass die Probleme, die von den Kommentatoren aufgedeckt wurden, ausschließlich generellen interdisziplinären Verständnisschwierigkeiten geschuldet sind. Sicherlich gibt es auch einfach Schwachstellen in unserer Theorie. In jedem Fall möchten wir im Folgenden versuchen, wenigstens einige der opak gebliebenen oder nicht hinreichend beachteten Aspekte menschlicher Kommunikation besser herauszuarbeiten.

Die wichtigsten Kommentare und schwerwiegendsten Kritikpunkte ordnen wir in die folgenden drei Kategorien: 1) die genauere Bestimmung des Begriffs der gemeinsamen Intentionalität, 2) die Erhellung des Zusammenhangs zwischen gemeinsamer Intentionalität und kooperativer Kommunikation und schließlich 3) Fragen die Evolution und Entwicklung betreffend.

1. Gemeinsame Intentionalität. Wie Schmid bemerkt, besteht unser Vorhaben unter anderem darin, Sprache (*Language* mit einem großen L) vom Status eines *deus ex machina*, der mit einem Schlag die ausgereifte Form menschlichen Denkens aus dem Hut zaubert, zu entheben. Zwar ist moderne menschliche Rationalität ohne konventionelle Kommunikation nicht denkbar, doch hat diese eine Geschichte, deren Anfang weit hinter den Beginn der konventionellen Sprachen zurückreicht. Nur eine Explikation dieser Geschichte kann uns in die Lage versetzen, unsere Sprachen als das zu sehen, was sie sind, nämlich Konventionalisierungen präexistenter Formen von sozialer Interaktion und Kommunikation, hervorgebracht, so glauben wir, durch das spezifisch-menschliche Vermögen und die spezifisch-menschliche Motivation zur gemeinsamen Bezugnahme.

Schmid vergleicht die verschiedenen Konzeptionen von gemeinsamer Bezugnahme oder *Wir-Intentionalität*, wie sie von den zeitgenössischen Philosophen Bratman, Gilbert und Searle jeweils an die Hand gegeben werden. Er möchte uns klarmachen, dass jede dieser Varianten für unsere Zwecke untauglich sei. Hier nun kommen unsere verschiedenen explanatorischen Ziele ins Spiel. Wir sehen uns weder veranlasst, jede dieser Konzeptionen zurückweisen, noch zwischen ihnen wählen zu müssen, weil die dort vertretenen Ansichten an verschiedenen Stellen der evolutionären und Entwicklungstheorie auf angemessene Weise zur Anwendung kommen können. So mag es sicher zutreffen, dass Gilberts Ansatz sehr hochstufig und anspruchsvoll ist und ihr „Wir“ einer moralischen Instanz gleichkommt, das auf dem Niveau von Institutionen wie politischen Parteien, universitären Gremien etc. (für die sie sich besonders interessiert) am besten aufgehoben ist. Wie Schmid richtig bemerkt, können derart komplexe kulturelle Erzeugnisse nicht den Ausgangspunkt bilden, weder empirisch noch begrifflich. Bratmans Position wiederum hält er für zu individualistisch. Allerdings muss es in der

evolutionären Vergangenheit eine Zeit gegeben haben, in der unsere Vorfahren entsprechend individualistisch dachten und handelten, und von wo aus sich die Fähigkeiten zur gemeinsamen Intentionalität erst langsam und schrittweise aufbauten. Uns scheint gerade Bratmans Konzeption angemessen, um die frühen Stadien dieser Entwicklung zu beschreiben, in denen Individuen versucht sind, einander auf rekursive Weise zu begreifen. Allerdings geht Searle recht in der Annahme, dass im Leben heutiger erwachsener Menschen die für Normen und Institutionen konstitutive gemeinsame Bezugnahme *qua primitivum* auf den Plan tritt und man nicht auf das rekursive, mentale Hin-und-Zurück Einzelner angewiesen ist. Jedenfalls hoffen wir – angesichts des dezidierten Ziels, evolutionäre und ontogenetische Sequenzen zu rekonstruieren – auf eklektische Weise unterschiedliche theoretische Versatzstücke kombinieren zu können, anstatt einen Gewinner in der Debatte um die angemessene Konzeption gemeinsamer Intentionalität küren zu müssen.

Detel argumentiert, dass das Verhältnis zwischen dem Mentalen und dem Sozialen in unserer Theorie unterbestimmt sei. Wir geben ihm Recht und möchten versuchen, diese Relation etwas genauer zu bestimmen. Vielleicht ist aber auch hier zunächst der Hinweis auf die Verschiedenheit unserer jeweiligen explanatorischen Ziele angebracht: Wir suchen eine Geschichte zu erzählen, eine Narration. Nicht-menschliche Primaten sind mentale Akteure: Sie sind des Denkens im Sinne zweckrationaler Kalküle fähig. Folglich möchten wir auch beim Denken ansetzen. Wir meinen, dass sich irgendetwas in der menschlichen Ökologie verändert haben muss, das ein „Zusammenstecken der Köpfe“ überlebensnotwendig machte. Individuen, die diese Fähigkeit auf besonders gute Weise verkörperten, zeugten mehr Nachkommen als ihre weniger zur Kooperation befähigten Zeitgenossen. Die Nachkommen wuchsen dann in einem in sozialer Hinsicht zunehmend komplexen Umfeld auf, das ihnen entsprechende Adaptionen abverlangte.

Es zeigt sich also, dass das Verhältnis zwischen Sozialem und Mentalem dialektisch – hier im umgangssprachlichen Sinn gebraucht – verstanden werden muss, und zwar sowohl was die Phylogenese als auch was die Ontogenese betrifft. Gattungsgeschichtlich betrachtet, gab es ökologische Bedingungen, die basale mentale Fähigkeiten zur Kooperation notwendig machten, was die Sozialität entsprechend strukturierte und die Selektion differenzierter sozialkognitiver Kapazitäten nach sich zog. Individualgenetisch betrachtet, bedürfen Babies schon basaler mentaler Fähigkeiten, um an der Kultur, in die sie hineinwachsen, überhaupt sinnvoll teilnehmen zu können (was autistischen Kindern besonders schwer fällt). Die aktive Partizipation an kulturellen Tätigkeiten ist dann wiederum Voraussetzung für die Vertiefung und Ausdifferenzierung der sozialkognitiven Kompetenzen bis hin zur adulten Form der gemeinsamen Intentionalität. Wir sehen also, dass sich die einzigartigen Merkmale menschlichen Denkens und sozialen Handelns gegenseitig hervorbringen, das heißt in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis stehen.

Detel fragt weiter, ob die gemeinsame Bezugnahme als eine Aktivität, eine Fähigkeit, eine Eigenschaft oder als eine bestimmte Haltung zu verstehen sei. Unsere kurze Antwort hierzu ist, dass die Antwort genauso lauten müsste wie die, wäre man nach der Bestimmung *individueller* Intentionalität gefragt worden. Da gemäß der sich an Brentano orientierenden Standarddefinition hiermit die Eigenschaft der Gerichtetheit mentaler Zustände bezeichnet wird, müsste wohl unsere Antwort ebenso ausfallen. Wir wollen aber keine Wortklauberei betreiben und sind der Ansicht, dass in verschiedenen Kontexten die Rede von einer Fähigkeit oder Aktivität gleichermaßen adäquat sein kann, je nachdem, ob man sein Augenmerk auf die Handlungen legt, in denen sich gemeinsame Bezugnahme manifestiert, oder auf die generelle Fähigkeit, die diese Handlungen ermöglicht. Wichtig scheint uns vor allem die Abgrenzung von individueller Intentionalität zu sein. Man kann entweder *qua Individuum* auf Dinge oder

Sachverhalte Bezug nehmen, oder aber die Bezugnahme ist eine gemeinsame in der Hinsicht, dass für ihr Zustandekommen eine gleichzeitige Bezugnahme einer oder mehrerer weiterer Personen, die sich alle der Gemeinsamkeit des Bezuges bewusst sind, konstitutiv ist.

2. *Zum Verhältnis von gemeinsamer Intentionalität und menschlicher Kommunikation.* Wingert hegt den Verdacht der Zirkularität, wenn er auf den folgenden Punkt aufmerksam macht, der uns selbst in unseren aktuellen Diskursen am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie einiges Kopfzerbrechen bereitet. Kooperative Kommunikation soll auf den sozialkognitiven Fähigkeiten und sozialen Motivationen zur gemeinsamen Bezugnahme aufgebaut sein, die selbst wiederum rekursives *mind-reading* voraussetzen – aber ist es nicht umgekehrt so, dass das rekursive *mind-reading* kooperative Kommunikation präsupponiert? Mit anderen Worten, drehen wir uns einfach nur im Kreis?

Wir gehören zu denjenigen Optimisten, die diese Frage verneinen würden, und sind der Ansicht, dass Wittgenstein einer derjenigen ist, die sich zu diesem Problem am Klarsten geäußert haben. Wenn man in ein Land reist, dessen Sprache man nicht versteht, wie zum Beispiel (in unserem Fall) China, dann macht man die Erfahrung, dass die Kommunikation in einigen Situationen recht gut gelingt, während sie ansonsten kaum möglich ist. Wendet sich zum Beispiel ein chinesischer Sitznachbar in einer Straßenbahn uns zu und beginnt zu sprechen und zu gestikulieren, dann verstehen wir wohl allenfalls, dass diese Person uns offenbar irgendetwas sagen möchte, haben aber keine Ahnung, was das sein könnte. Warum ist hier bereits das Ende der Fahnenstange erreicht? Weil uns die gemeinsamen Erfahrungen oder Hintergründe fehlen, vor denen sich die kommunikativen Versuche als fruchtbar erweisen könnten. Am Fahrkartenschalter des Bahnhofs hingegen können wir mit dem Verkäufer erfolgreich kommunizieren, indem wir zeigen, Pantomime einsetzen etc. Karl Bühler hat bereits auf unser „empirisches“ Verständnis in diesen und ähnlichen Situationen hingewiesen. Wie erklärt sich der Unterschied zwischen den beiden Fällen? Wir teilen die Vertrautheit mit Bahnhöfen, Fahrkarten, Geld, dem Erwerb von Dingen usw. – Institutionen und den damit verbundenen Verhaltensweisen also, die über die sprachlichen Grenzen hinaus in einer Vielzahl von Kulturen zu Hause sind. Wittgenstein, so wie wir ihn lesen, hat verdeutlicht, dass geteilte soziale Praktiken wie Zugfahren, in Schlangen vor Verkaufsschaltern stehen etc. das wechselseitige Verstehen des anderen zuallererst ermöglichen. Diese sozialen Praktiken müssen natürlich nicht in dem engen Sinn geteilt sein, dass man sich mit denselben Individuen schon einmal in derselben Situation befunden haben muss. Deshalb ist die Rede von gleichen (*common*) Erfahrungen treffender als die von gemeinsamen oder geteilten (*shared*) Erfahrungen, wenn es um kulturell fixierte Gepflogenheiten geht, und nicht um die vergangenen perzeptuellen Erfahrungen von „Dir und mir“, die zu Beginn der Ontogenese ausschließlich als Fundierung von Hintergründen in Frage kommen. In jedem Fall gibt es auf beiden Seiten der Beteiligten bestimmte Annahmen darüber, was der jeweils andere weiß und kennt, und dieses gemeinsame Wissen oder diese gemeinsame Vertrautheit ist die Voraussetzung für menschliche Kommunikation.

Detel moniert, dass der auf Grice zurückgehende pragmatische Ansatz die Erklärung von semantischem Gehalt vermissen lasse – ein Graben, den Davidson und Brandom zu füllen versuchen. Es mag unserer philosophischen Naivität geschuldet sein, dass wir diesem Graben zu wenig Beachtung geschenkt haben. Nach unserem vornehmlich psychologischen Verständnis erreichen Individuen ihre sozialen Ziele hauptsächlich durch kommunikative Akte, mit denen sie die Aufmerksamkeit oder Vorstellung einer anderen Person auf eine bestimmte Sache oder einen Sachverhalt lenken. Wird hierfür die Zeigegeste eingesetzt, liegt der Bezug meistens (aber nicht immer) im gemeinsamen perzeptiven Raum, während bei der Verwendung von

Pantomime oder auch konventioneller vokaler Kommunikation der Referent häufig außerhalb des unmittelbaren physischen Umfeldes liegt. Menschen drücken ihre Einstellungen und Motive manchmal auch durch entsprechende Körperhaltungen, Gesichtsausdrücke oder Intonationen aus, aber häufig tun sie dies mittels Sprache (zum Beispiel unter Rückgriff auf entsprechende Einstellungsverben). Die Rezipienten versuchen, die richtigen Bezüge herzustellen und die Ziele des anderen zu erfassen. Dieses ist im Wesentlichen unsere psychologische Semantik, die mit Grices Versuch einer Freilegung der Struktur kommunikativer Absichten und Inferenzen in Einklang stehen dürfte. Davidsons wahrheitstheoretische Unternehmung halten wir an dieser Stelle nicht unbedingt für hilfreich, aber Brandoms pragmatischer, diskursbasierter Ansatz ist für ein umfassendes Verständnis der menschlichen Kommunikation gewiss unverzichtbar.

Wingert weist ganz richtig darauf hin, dass wir in unserer Analyse der Imperative eine wichtige Unterscheidung vernachlässigt haben, nämlich die zwischen Gesten oder Sprechakten, die aus irgendwelchen idiosynkratischen Begierden des Fordernden hervorgehen, und solchen, die von moralischen Normen gestützt werden: „Ich will nicht nur irgendetwas von Dir, sondern Du *solltest* mir auch den Dienst erweisen.“ Wir halten diese Differenz für zentral und geben im Buch auch den Hinweis, dass sich Aufforderungen über ein Kontinuum erstrecken, angefangen bei drohend ausgesprochenen Befehlen bis hin zu indirekten Aufforderungen, die wortwörtlich nur ein Ausdruck bestimmter Präferenzen oder Wünsche sind („Ich hätte gerne ein Bier!“), aber kaum anders aufgefasst werden können denn als freundlich vorgetragene Bitten oder Aufforderungen. Natürlich gilt generell das Gebot, hilfsbereit und zuvorkommend zu sein – doch wiegt diese Verpflichtung in bestimmten Fällen schwerer als in anderen. Insgesamt aber hat Wingert ganz richtig erkannt, dass der normative, das heißt sozial-normative¹ Aspekt des menschlichen Miteinanders in unserer Theorie bislang wenig ausgearbeitet und durchdacht ist. Dies ist eine weitere Richtung, in die unsere aktuellen Bestrebungen um Klarheit und Vollständigkeit in unserer Analyse zwischenmenschlicher Kommunikation zielen.

3. *Evolution und Entwicklung.* Schrieben wir das Buch heute, also etwa drei Jahre nach dem Original, noch einmal neu, würden wir sicherlich von einem Begriff Gebrauch machen, mit dem sich der Aspekt der sozialen Normativität weitaus besser erklären ließe. Gemeint ist der Begriff der wechselseitigen Abhängigkeit (Interdependenz). Als die Menschen begannen, einen kooperativeren Lebensweg einzuschlagen und den Großteil ihrer Nahrung durch gemeinsame Anstrengungen zu beschaffen, begaben sie sich in ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit. Damit wurde für den Einzelnen in erster Linie wichtig, denen zu helfen, von denen er oder sie abhängig war. Des Weiteren galt es, anderen zu signalisieren, dass sie sich auf einen verlassen konnten – auch um ihnen Anlass zu geben, einen als Partner für zukünftige Unternehmungen in Erwägung zu ziehen.

Diese Rekonstruktion mag zunächst allzu individualistisch anmuten. Aber so oder so ähnlich muss wohl der Anfang beschrieben werden, an dem wir es noch mit individualistischen Primaten zu tun haben. Erst im späteren Verlauf verhielt sich der Mensch gruppenorientierter, berücksichtigte, was für die Gruppe als Einheit gut sein könnte, und zog in Betracht, wie die Gruppe bestimmte Handlungen oder Gegenstände bewertete (Haltungen, die sich in sozialen Normen verkörpert finden). Die Individuen fingen an, sich mit der Gruppe zu identifizieren, entwickelten also eine Art von Gruppenidentität, wie man an Phänomenen wie kollektivem

¹ Wir verstehen hier unter „normativ“ nicht den rationalen Druck, dass man in Anbetracht eines bestimmten Ziels und gegebenen bestimmte Überzeugungen meint, X tun zu müssen.

Stolz oder kollektiver Scham erkennen kann. Soziale Normen sind wechselseitig bekannte Erwartungen dessen, wie sich ein Mitglied „unserer Gruppe“ verhalten sollte. All diese Dinge evolvierten unserer Ansicht nach deshalb, weil individuelle Rationalität (im Sinne der Zweckrationalität) und soziale Rationalität (im Sinne einer Vernunft) miteinander verschmolzen, als sich die Menschen wechselseitig voneinander abhängig machten und die Gruppenzugehörigkeit eine zunehmend wichtige Rolle spielte.

Wingert wirft die Frage auf, warum Affen nicht dieselben rekursiven Verstehensweisen hervorgebracht haben, die für die gemeinsame Bezugnahme von Menschen und deren gruppenorientierte Normativität charakteristisch sind. Hier befinden wir uns auf sehr vertrautem Terrain und die Antwort fällt uns entsprechend leicht: Es gab keine Veränderung in der Ökologie der Schimpansen, die es für sie notwendig gemacht hätte, „gemeinsame Sache“ zu machen und auf komplexe Weise miteinander zu kooperieren. Das ist alles, was es dazu zu sagen gibt. Die Frage, warum Menschen nicht fliegen können, wenn doch die Fähigkeit zu fliegen äußerst nützlich wäre, verlangt einfach nach bestimmten evolutionären Geschichten darüber, wie bestimmte Spezies zu der Entwicklung gekommen sind, die sie vollzogen haben.

Schließlich bezweifelt Detel, dass kleine Kinder in ihren ersten Lebensjahren intellektuell zu rekursivem Erkennen mentaler Zustände und gemeinsamer Intentionalität in der Lage sind – eine Kritik, die in ähnlicher Form auch von Jürgen Habermas in seiner Rezension in der ZEIT vorgebracht wurde. Wir werden ermutigt, Rat bei Kognitionswissenschaftlern und Philosophen wie Perner, Dennett oder Sperber zu suchen, die mit Sicherheit einfachere Erklärungen für unsere Befunde parat hätten. Allerdings stellen wir bei den bewusst voraussetzungsloseren (*low-level*) Erklärungsversuchen, die ohne die Komplexitäten rekursiven Erkennens geistiger Zustände und gemeinsamer Intentionalität auszukommen versuchen, immer wieder fest, dass diese oder ähnliche Konzepte gleichsam durch die Hintertür hereingeschmuggelt werden. Detel bezieht sich auf unsere Experimente, in denen Kleinkinder eine Zeigegeste auf denselben Referenten unterschiedlich auffassen, je nachdem, in welchem sozialen Kontext, das heißt vor welchem sozialen Hintergrund, diese Geste erfolgt: Wenn die Kinder zuvor mit dem Zeigenden gemeinsam Spielzeug weggeräumt haben, sehen sie in der Zeigegeste eine Aufforderung, diesen Gegenstand nun ebenfalls wegzuräumen. Wird aber die Geste von einer anderen Person ausgeführt, mit der das Kind andere Erfahrungen gemacht hat, so wird die Geste entsprechend dieser „Vorgeschichte“ aufgefasst. Detel meint nun, wir könnten das unterschiedliche Verhalten der Kinder schlichtweg dadurch erklären, dass sie „die Information informativer Zeigegesten erfassen und in Verhalten umsetzen können“. Aber was könnte das in dem vorgestellten Experiment heißen? Wo steckt die Information, dass in dem einen Fall zum Wegräumen des Gegenstandes und im anderen Fall zu seiner Verwendung im Rahmen eines Puzzlespiels aufgerufen wird? Die Information liegt im sozialen Miteinander, das der Zeigegeste vorausgegangen ist. Die Rede von Information deckt nicht, sondern maskiert nur den Bedarf nach einer Erklärung durch gemeinsame Intentionalität. Während wir die Arbeiten der oben genannten Vertreter metarepräsentationaler Theorien hochschätzen, sind sie doch weitaus weniger als wir mit den ontogenetischen Ursprüngen menschlichen Handelns und Denkens in den ersten Lebensjahren befasst, sondern interessieren sich primär für die Entstehung expliziter Zuschreibungen von falschen Überzeugungen und anderen mentalen Zuständen im Vorschulalter. Nach unserer Auffassung jedenfalls verlangt schon die einfache Handlung des Verweizens auf Gegenstände mit dem Zeigefinger eine Erklärung mithilfe des Begriffes der gemeinsamen Bezugnahme.

* * *

Wir möchten uns noch einmal herzlich bei den Kommentatoren für ihre erhellende Kritik und ihre wertvollen Empfehlungen bedanken. Uns macht es Freude zu beobachten, wie Philosophen und Wissenschaftler, die sich mit der Natur des Menschen befassen, immer näher zusammenrücken und gemeinsam den Hintergrund errichten, der das Gelingen von Kommunikation über die disziplinären Grenzen hinaus ermöglicht.

Welt der Gründe

XXII. Deutscher Kongress für Philosophie

vom 11. – 15. September 2011 in München

Mit über 20 Kolloquien und Sektionen sowie Hauptvorträgen von Seyla Benhabib, Lorraine Daston, Peter Gärdenfors, Jürgen Habermas, Franz von Kutschera, Susan Neiman und Robert Pippin

Weitere Informationen sowie die online-Anmeldung zum Kongress finden Sie auf

www.dgphil2011.lmu.de



Veranstaltet vom Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Philosophie (DGPhil), Julian Nida-Rümelin

